

# Durch die »Todeszone« hindurch: Transformationen in Natur, Gesellschaft und im menschlichen Individuum<sup>1</sup>

Stephan Stockmar

Im Herbst erleben wir ein tiefgreifendes Transformationsgeschehen natürlicher Art, das sich jährlich wiederholt und jedesmal neu die Psyche vieler Menschen erschüttert – auch wenn der Grund dafür nicht immer bewusst wird. Denn der Herbst konfrontiert uns, anders als das Frühjahr, unmittelbar mit Sterben und Tod.

Das Absterben der pflanzlichen Natur ist zwar zunächst mit einem leuchtenden Farbenrausch verbunden. Und wir ernten gerne die vielfältigen Früchte zu nährendem Genuss. Doch wenn das Laub zu fallen beginnt und am Boden unansehnlich wird, müssen wir uns zunehmend gegen dieses Geschehen innerlich behaupten. Die gleichzeitige Veranlagung von Neuem in Form von Knospen und Samen geschieht mehr oder weniger im Verborgenen, zumal die winterliche Knospen- und Samenruhe für viele Pflanzen konstitutiv ist. Man muss schon sehr aufmerksam sein, um in den schütter werdenden Baumkronen das erste Schwellen der Knospen wahrzunehmen. Und es braucht kreativer Phantasie, um das, was sich daraus im kommenden Frühjahr entfalten wird, vorauszuimaginationieren. So fühlen wir uns im Herbst wie alleingelassen mit den Absterbevorgängen, sind ganz auf uns selbst verwiesen. »Dies ist der Herbst: / der – bricht dir noch das Herz! / Fliege fort! fliege fort!«, dichtete Friedrich Nietzsche. Dagegen Hilde Domin: »Es knospt unter den Blättern. / Das nennen sie Herbst.«

Noch schwieriger allerdings ist es, den komplementären Vorgang im Frühling zu erfassen, wenn alles sprießt, sprosst und die Blütenpracht sich entfaltet: Da gehe ich wie von selbst mit, lasse mich gar einlullen, wenn soviel »Schönheit quillt aus Raumesweiten«<sup>2</sup> – ohne zu realisieren, dass mit jeder Entfaltung einer Blüte ein Todesprozess eingeläutet wird: In der Blüte erlöscht die vegetative Potentialität der Pflanze.

Im gerade sich vollziehenden gesellschaftlichen Transformationsprozess dagegen werden wir sehr direkt mit dem Tod konfrontiert: Jeden Morgen ist in den Nachrichten die Zahl der Menschen, die am vergangenen Tag »an oder mit« Corona verstorben sind, zu hören oder zu lesen. Dabei geht es nicht nur um empathische Anteilnahme, sondern es zeigt sich auch eine tiefe Angst vor dem Tod, die noch forciert wird, um so ein bestimmtes Verhalten zu bewirken, das als Solidarität verstanden wird. Doch so werden wir gerade nicht auf uns selbst verwiesen, auf unsere eigene Verantwortung. Diese wird – und dafür sind ja viele Menschen dankbar – institutionalisiert. Man meint, die bedrohliche Situation nur durch Lenkung von »oben« lösen zu können, durch spezialisierte Verantwortungsträger, die sich auf »die« Wissenschaft berufen – mit der Folge, dass das Individuum unter die Räder gerät.

Mit der Pandemie und den zu ihrer Bewältigung ergriffenen Maßnahmen wird ein seit langem sich vollziehender Transformationsvorgang deutlich. In dem zugrunde liegenden Menschenbild ist jegliches Todesgeschehen seiner Rolle als »Kunstgriff der Natur, viel Leben zu haben« (Christof Tobler im Sinne Goethes) beraubt. Es geht heute vor allem darum, ein sogenannt »gutes Leben« für Viele zu ermöglichen – was immer damit auch gemeint ist. Wenn überhaupt, wird es durch äußere

---

1 Dem Artikel liegt mein Referat auf dem Forschungskolloquium »Die große Transformation II: Die Dialektik von individueller und sozialer Entwicklung« des Institut für soziale Gegenwartsfragen am 15./16.10.2021 in Stuttgart zugrunde.

2 Rudolf Steiner, Wochenspruch 52 für die Vorosterwoche, in: »Anthroposophischer Seelenkalender« (1912), Dornach 1987.

Faktoren wie Wohlstand, Gesundheit und langes Leben mit möglichst vielen Glücksmomenten definiert. Ansatzpunkte sind also letztlich Einzel- und Gruppenegoismen. Krankheit und Altern sind dabei etwas, das es zu vermeiden gilt. Die Forschung richtet sich auf Lebenserhalt um jeden Preis und das Herauszögern von Alterungsprozessen. Wo irgend möglich wird eine Unabhängigkeit von natürlichen Abläufen angestrebt, denen ja – wie dem Jahreslauf – der Tod immanent ist. Diese Tendenz ist spätestens seit Übergreifen der Industrialisierung auf die Nahrungsmittelerzeugung spürbar: künstliche Düngung, Hydrokulturen, Massentierhaltung usw. auf der Produktionsseite; Erdbeeren im Winter, ultrahoch erhitzte Milch, billiges Fleisch auf der Konsumentenseite. Durch die Digitalisierung bis hin zur Entwicklung künstlicher Intelligenzen wird sie immer weiter forciert. Der Philosoph Michael Hauskeller schreibt über die Transhumanisten, die mit Hilfe der KI das natürliche Menschsein zu überwinden suchen:

»Was unserem Glück aber aus Sicht des Transhumanismus am meisten im Wege steht, ist der Umstand, dass wir alle alt werden und schließlich sterben müssen. Auch das ist eine Folge unserer menschlichen (oder vielmehr tierischen) Natur. Für Transhumanisten ist das ein moralisches Skandalon und schlechthin nicht akzeptabel. Für sie ist der Tod das größte Übel.«<sup>3</sup> – Faktisch wird so eine Gesellschaft von »Untoten« veranlagt, in der nicht mehr über Geburt und Tod hinausgedacht wird. Eine solche Strategie der Todesvermeidung verhindert, dass sich das Ich geistig erlebend sich selbst gegenüberstellt.

Mit den Folgen dieses Weges sind wir auch durch Umweltzerstörung, Artensterben und Klimabruch konfrontiert, die nun das menschliches Leben zunehmend von außen bedrohen. Doch sucht man ihnen immer noch mit den gleichen Mitteln zu begegnen, die sie hervorgerufen haben, und zu diesen gehören auch wieder Digitalisierung und Künstliche Intelligenz. So drohen ähnliche Zustände wie bei der Bekämpfung der Corona-Pandemie. Die Prinzipien der KI werden quasi auf den Menschen übertragen und diesem wird zunehmend die Rolle eines selbstlernenden Algorithmus zugewiesen.

Das Fatale dabei ist, dass das 1,5 Grad-Ziel durch individuell ergriffene Verantwortung wohl kaum noch zu erreichen ist. In dieses Dilemma haben wir uns seit spätestens Anfang der 1970er Jahren hineinmanövriert. 1972 erschien der erste Bericht des Club of Rome über die »Grenzen des Wachstums«, während gleichzeitig der auf Wachstum bauende Neoliberalismus Urstände feierte, sekundierte von einer Wissenschaft, die das Leben als eigenständige Qualität ausklammert.

In genau dieser Zeit schlägt der Künstler Joseph Beuys einen gegenläufigen Weg ein, ausgehend von eigenen Erfahrungen von Todesnähe. Unter dem Motto »Der Tod hält mich wach«<sup>4</sup> hat er in den rund 25 Jahren seines öffentlichen Wirkens – von seiner Berufung an die Düsseldorfer Kunstakademie 1961 bis zu seinem Tod im Januar 1986 – auf produktive, oft auch provozierende Weise einen neuen Umgang mit dem Tod und dem Toten in die Gesellschaft zu implementieren gesucht. Er hat die gesellschaftliche Transformation im Anschluss an Rudolf Steiner radikal vom menschlichen Individuum her gedacht: Erst die Entdeckung des schöpferischen Momentes in mir selbst macht mich zum Menschen, der etwas verändern kann. Jeder Mensch ein Künstler und alle zusammen arbeiten an der Sozialen Plastik, die gerade keine fixe Vision ist. Wobei es Beuys darauf ankam, die »Todeszone«<sup>5</sup> wie ein Nadelöhr wirklich zu durchqueren; den Materialismus nicht zu bekämpfen, sondern ihn individuell zu durchleben. Nur so sei der Keim zu etwas Neuem freizulegen, seien die Auferstehungskräfte in mir selbst und dadurch auch für die Welt zu erwecken

---

3 Erziehungskunst 3/2020; <https://www.erziehungskunst.de/artikel/transhumanismus/wenn-wir-koennten-wie-wir-wollten-die-herausforderungen-des-transhumanismus/>

4 Im Gespräch mit Achile Bonito Oliva (1973), in: Armin Zweite: »Beuys zu Ehren«, München 1986, S. 72-82, dort S. 81.

5 Joseph Beuys im Gespräch mit Heiner Bastian und Jeannot Simmen am 8.8.1979, in: Joseph Beuys: »Zeichnungen Tekeningen Drawings«, Katalog Rotterdam/Berlin/Bielefeld/Bonn 1979, S. 29-40, dort S. 32.

– vergleichbar mit der Knospe, die durch die Erstarrung des Winters gehen muss, um sich entfalten zu können.

Und so hat Beuys auch viel mit toten, ausgeschiedenen Materialien gearbeitet, mit den »Unfarben« Braun, Grau und Schwarz. Sein erklärtes Ziel war es, durch »Antikunst« im Menschen lebendige und farbige »Nachbilder« zu erzeugen; den Regenbogen nicht äußerlich vorzuführen, sondern dazu anzuregen, ihn aktiv als Innenbild hervorzubringen.<sup>6</sup> Bei seiner größten Aktion, der Stadtverwaltung durch »7000EICHEN« hat er jedem jungen Baum eine Basaltsäule zugesellt – einen toten Stein, um so das Spannungsverhältnis zwischen Tod und Leben spürbar werden zu lassen.

Eine Ursache für die gegenwärtigen Entwicklungen liegt meines Erachtens in der theoriebeladenen Naturwahrnehmung, wie sie seit Beginn des Fernsehzeitalters ihren Einzug in die Familien und Bildungseinrichtungen gehalten hat: Seit nun schon mehreren Generationen sehen die Menschen grandiose Filme und Fotos von Landschaften, Pflanzen und Tieren, phantastische Mikro- und Unterwasseraufnahmen – eine unendliche Fülle an Formen und Farben, oft Schönheit pur. Doch der erklärende Ton, die erklärende Schrift verhindern ein unbefangenes Sich-darauf-Einlassen: Alles hat seinen Zweck, ist im Kampf ums Dasein entstanden. Und der Mensch ist im Zweifelsfall der Zerstörer. Wie er überhaupt ein Irrläufer der Schöpfung ist, nur ein Staubkorn im Weltall.

Dies hat, wie mir scheint, zur heute vorherrschenden hedonistischen Haltung beigetragen. Darüber sind wirklichkeitsgemäße Begriffe von Leben und Tod verloren gegangen. Natürlich gibt es auch Gegentendenzen, die aber – auf der argumentativen Ebene – oft nicht wirklich schlüssig vorgebracht werden können, da ein echte Perspektive über die Schwellen des Lebens hinaus fehlt und so letztlich doch nur wieder an die Emotionen und den Egoismus appelliert wird – an die Angst.

Heute stellt sich die Aufgabe, die unvoreingenommene Wahrnehmung neu zu schulen und den Wahrnehmungsvorgang selbst in den Blick zu nehmen – an der Kunst wie direkt an der Natur. Und da vielleicht gerade die Absterbevorgänge – um den Moment zu erwischen, wie im Sterben ein Ebenenwechsel erfahrbar werden kann. Nur so kommt Neues in die Welt! Und vermutlich geht es zugleich darum, gegenüber den globalen Todesprozessen wie dem Klimawandel nicht in einen Aktionismus zu verfallen, sondern bei aller Aufmerksamkeit auf das, was geschieht, eine gewisse Gelassenheit zu entwickeln. Sonst geht auf anderem Felde mehr verloren als das, was vielleicht doch nicht mehr zu retten ist. Kollateralschäden erleben wir gerade genug.

Doch das Dilemma bleibt: Ohne allgemein gültige Regelwerke, wie wir sie jetzt in der Corona-Pandemie erleben, ist dem fortschreitenden Klimawandel, der immer mehr Menschenleben akut gefährdet – insbesondere in den ärmsten Gegenden der Welt – kaum noch zu begegnen. »Die Existenzialität ist kollektiv geworden«<sup>7</sup> und die eigentliche Kunst wird darin bestehen, mit dieser Situation produktiv umzugehen.

Der 33. Wochenspruch für den späteren Herbst aus Rudolf Steiners »Seelenkalender« spricht die Verantwortung des Menschen, der im rhythmischen Wechsel von Werden und Vergehen im Jahreslauf bewusst zu sich selbst findet, deutlich an. Nach dem im vorausgehenden Spruch von der eigenen Kraft die Rede war, die sich als Frucht des Sommers in meiner Seele entwickelt hat, heißt es nun:

»So fühl ich erst die Welt,  
Die außer meiner Seele Miterleben

---

6 »Ja, wir leben in einer Todeszone und in dieser Todeszone wird überhaupt erst bewusst, wie Leben aussieht.« – Joseph Beuys im Gespräch mit Heiner Bastian und Jeannot Simmen, a.a.O., S. 33.

7 Gilda Bartel: »Humane Existenzialität«, in »Das Goetheanum« vom 15.10.2021.

An sich nur frostig leeres Leben  
Und ohne Macht sich offenbarend  
In Seelen sich von neuem schaffend  
In sich den Tod nur finden könnte.«